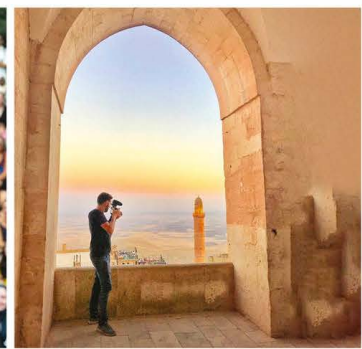
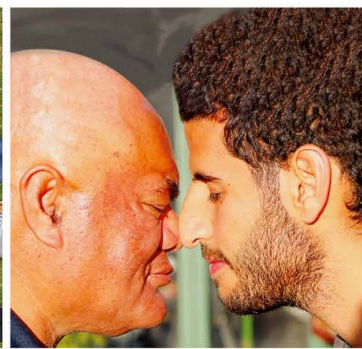




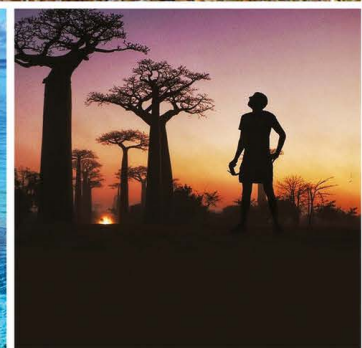
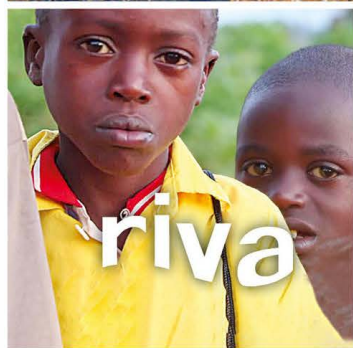
1000 TAGE UM DIE WELT

WAS ICH AUF MEINER REISE
IN 65 LÄNDER GELERNT HABE



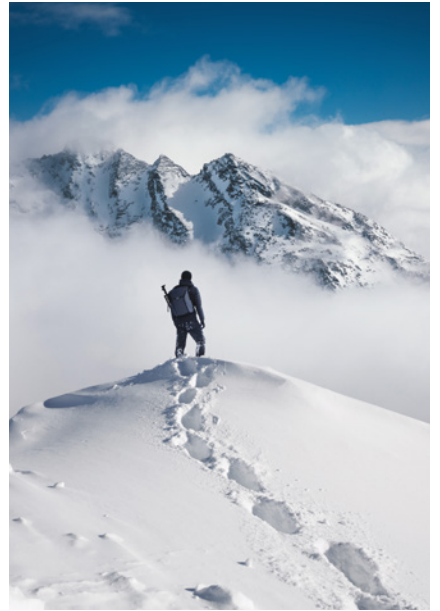
NUSEIR »NAS« YASSIN
BEKANNT ALS »NAS DAILY«

MIT BRUCE KLUGER



1000 TAGE UM DIE WELT





1000 TAGE UM DIE WELT

WAS ICH AUF MEINER REISE
IN 65 LÄNDER GELERNT HABE

NUSEIR YASSIN

MIT BRUCE KLUGER

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen

info@rivaverlag.de

Originalausgabe

1. Auflage 2020

© 2020 by riva Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Nymphenburger Straße 86

D-80636 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Die englische Originalausgabe erschien 2019 bei HarperOne, ein Imprint von Harper Collins Publishers, New York unter dem Titel *Around the World in 60 Seconds: The Nas Daily Journey—1,000 Days. 64 Countries. 1 Beautiful Planet.*

© 2019 by Nuseir Yassin. All rights reserved.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Übersetzung: Elisabeth Liebl

Redaktion: Mareike Fallwickl

Umschlaggestaltung: Isabella Dorsch, in Anlehnung an das Originalcover

Umschlagabbildung: © Nuseir Yassin

Bilder Innenteil: Alle Bilder © Nuseir Yassin, außer: S. 170: Kevin Carter/Sygma/Sygma via Getty; S. ii, vi, x, 16, 32, 38, 58, 82, 142, 198, 226: iStock

Satz: inpunkt[w]o, Haiger (www.inpunktwo.de)

Druck: Firmengruppe APPL, aprinta Druck, Wemding

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-7423-1057-6

ISBN E-Book (PDF) 978-3-7453-0678-1

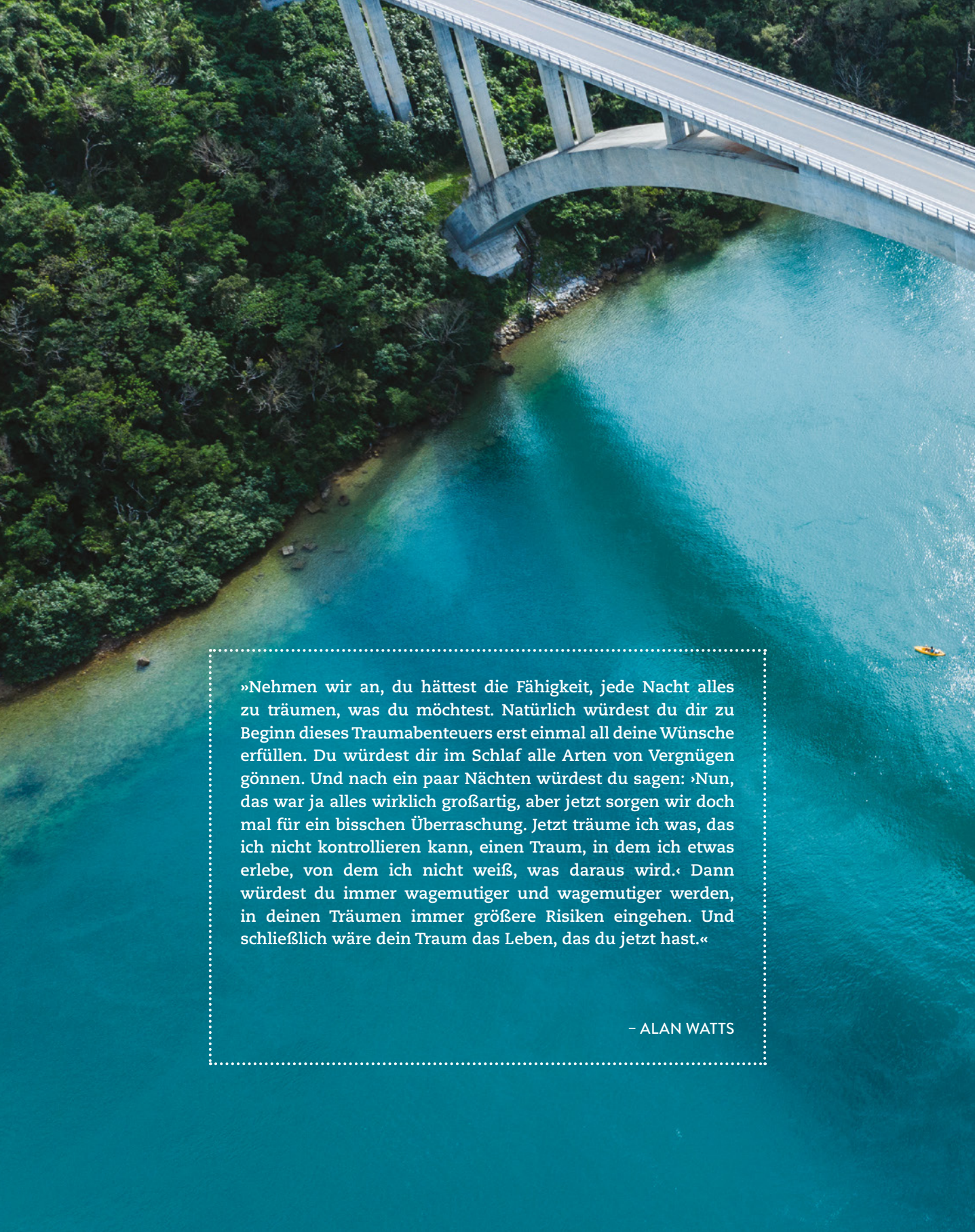
ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-7453-0679-8

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter _____

www.rivaverlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de

**DIESES BUCH IST JENEN
11 829 656 MENSCHEN GEWIDMET,
DIE AN MICH GEGLAUBT HABEN.**



»Nehmen wir an, du hättest die Fähigkeit, jede Nacht alles zu träumen, was du möchtest. Natürlich würdest du dir zu Beginn dieses Traumabenteuers erst einmal all deine Wünsche erfüllen. Du würdest dir im Schlaf alle Arten von Vergnügen gönnen. Und nach ein paar Nächten würdest du sagen: ›Nun, das war ja alles wirklich großartig, aber jetzt sorgen wir doch mal für ein bisschen Überraschung. Jetzt träume ich was, das ich nicht kontrollieren kann, einen Traum, in dem ich etwas erlebe, von dem ich nicht weiß, was daraus wird.‹ Dann würdest du immer wagemutiger und wagemutiger werden, in deinen Träumen immer größere Risiken eingehen. Und schließlich wäre dein Traum das Leben, das du jetzt hast.«

– ALAN WATTS



INHALT

Einführung	1
Bevor es losgeht.....	23

TEIL 1 DIE WELT IST GANZ ANDERS, ALS ICH DACHTE

Indien: Wie Indien mich umgehauen hat	33
Kanada: Ich hatte einen Traum.....	39
Armenien: Das Land, das ich nicht auf der Karte finden konnte.....	45

TEIL 2 ANSTRENGENDES

Philippinen: Meine größte Überraschung	59
Puerto Rico: Wie weit bringt dich ein amerikanischer Pass?.....	65
Malaysia: Der Gefangene am Flughafen.....	71
Japan: Fast perfekt.....	83

TEIL 3 SPASS UND ABENTEUER

Malta: Oh, mein Malta!	95
Israel: Fremde sind die besten Freunde	99
Pakistan: Meine Reise in ein Land, in dem ich Einreiseverbot habe.....	107

TEIL 4 ES WIRD PERSÖNLICH

Jerusalem: Juden gegen Araber	119
Japan: Mein japanischer Freund	123
Israel: Heimkehr	131

TEIL 5 KONFLIKTE

Malediven: Lass dein Haar herunter	143
Philippinen: Besuch in einem Kriegsgebiet.....	151
Die Welt: Es braucht nur einen einzigen Menschen!	159

TEIL 6 MENSCHLICHKEIT

Afrika: Warum sind wir blind für Afrika?.....	171
Mexiko: Das Mexiko, das du nicht zu sehen bekommst	179
Ruanda: Vergebung, Gerechtigkeit und die Zukunft	185

TEIL 7 DER BLICK NACH VORN

Singapur: Immer einen Schritt voraus.....	199
Simbabwe: Endlich frei	209
China: Von Fake News zu Feng-Shui	215

TEIL 8 UNSER FASZINIERENDER PLANET

Island: Es gibt einen neunten Planeten	227
Australien: Das Wunder Down Under.....	233
Papua-Neuguinea: Mi Laikim Kantri!.....	241
Epilog: Die Reise geht zu Ende	255
Dank	259
Über den Autor.....	261





EINFÜHRUNG

Okay, ich geb's zu – ich hatte für einen Moment den Verstand verloren.

Es war der 2. Oktober 2016, Tag 176 meines weltumspannenden Abenteuers. Zu dem Zeitpunkt war *Nas Daily* bereits in rund 20 Ländern und 63 Städten zu Besuch gewesen. Ich kam gerade von einem Zwei-Tages-Trip aus Chile zurück – einen Tag hatte ich in Santiago verbracht, wo ich auf dem Dach des Gran Torre, des höchsten Wolkenkratzers von Lateinamerika, echt geiles Videomaterial gedreht hatte. Am zweiten Tag war ich in der Hafenstadt Valparaíso, wo ich von den bonbonfarbenen Häuschen, für die die Stadt berühmt ist, Aufnahmen machte und mir mit ein paar neuen Freunden bei Sonnenuntergang das Abendessen in der Bucht schmecken ließ.

Aber dieser Tag – Tag 3 in Chile – war der eigentliche Grund für meine Reise an diesen Ort.

»Ich bin auf dem Weg zur abgelegensten Insel der Welt«, hatte ich ein paar Tage zuvor meinen Followern auf Facebook erzählt und im dazugehörigen Video eine Karte auf den Tisch geknallt wie ein übereifriger Schüljunge, der ein Erdkundereferat halten soll. »Und zwar dahin! Genau da! Zu dieser Insel – der Osterinsel! Man braucht eine Ewigkeit, um hinzukommen, aber ich denke, das ist es wert.«

Und nun war ich dort und stand am Strand, vor mir 100 Quadratkilometer unfassbarer Schönheit, die am östlichsten Punkt des polynesischen Dreiecks auf den Wogen schwammen. Ich war am Ausflippen. Man hatte mir gesagt, dass man die Osterinsel



unbedingt gesehen haben muss – deshalb war ich hier. Aber kein Reiseprospekt dieser Welt bereitet dich auf den unerwarteten Ansturm deiner Sinne vor, wenn Wind, Wellen und die überwältigende Schönheit der Natur dich schlicht umhauen und du plötzlich das Gefühl hast, dass alles in deinem Leben nur dazu diene, dich in diese Gegend, an diesen Ort und zu diesem Zeitpunkt zu führen – und alles andere ist dir total egal.

»Oh Gott! Die Aufnahme ist voll krass!«, brülle ich in die Linse meiner Canon-Digitalkamera, während der Wind an meinem T-Shirt zerrt und mein Gesicht ein dämliches Grinsen zeigt. »Ich hab's auf die Osterinsel geschafft! Dieser Ort ist der absolute Wahnsinn!«

Was folgte, waren zweieinhalb Tage ungebremster Euphorie, in denen ich über die Insel streifte und eine fantastische Einstellung nach der anderen mit meinen atemlosen Kommentaren unterlegte:

Wütende Wellen, die an der Nordküste gegen tiefe, rote Klippen donnern.

Zeitraffer-Aufnahmen von schweren Wolken, die über einen Bergrücken streichen.

Wilde Pferde, die auf einer Wiese an hohem, gelbem Gras zupfen.

Panoramaschwenks über die zahlreichen, von sanftem Grün bewachsenen Felsen, die die ganze Insel sprenkeln – malerische Felsköpfe, die aussehen wie Riesenklipse.

Und dann natürlich die Moai, menschengestaltige Kultstatuen, welche die Rapanui vor fast acht Jahrhunderten aus Stein gemeißelt haben. Den Blick landeinwärts gerichtet, um die Bewohner der Insel zu schützen, stehen diese monolithischen Giganten (insgesamt 887 an der Zahl, der größte ist über 20 Meter hoch und wiegt 150 Tonnen) entlang der Küstenlinie und bieten einen Anblick, der einen atemlos und bescheiden zugleich macht. Ich ließ meine Zeit mit ihnen nicht ungenützt verstreichen. »Das Ding ist so verdammt schön!«, sagte ich zu meiner Kamera und deutete auf einen einsamen Moai auf einem Hügel. »Das ist ein Gesicht! Mitten auf der Insel! Hier gibt es nichts, rein gar nichts. Das nächste Stück Land ist sechs Stunden entfernt!«

Ich mietete ein feuerrotes Kawasaki Brute Force ATV Quad, schwang mich in den Sattel und heizte über die Insel, wobei die emotionalen Hemmungen, die ich mit mir herumtrug, seit ich zu dieser Reise aufgebrochen war, von mir abfielen. Mit jedem neuen Ziel wurde ich ein Stückchen wilder, ein bisschen freier. Ich machte Balletthopser, rannete durch einen Kokospalmenhain und legte mich ins Gras, um meine Gedanken in die Kamera zu flüstern. »Ich kann von der Natur hier einfach nicht genug bekommen«, vertraute ich ihr an. »Es ist so überwältigend schön.«

Mit der Topografie der Insel mittlerweile gut vertraut – und mit ungewöhnlich gutem Wetter gesegnet –, ließ ich meine Drohne 180 Meter in den Himmel über der Osterinsel steigen. Sie schwebte über dieser verzauberten Landschaft und schickte mir eine schwindelerregende Anzahl von Bildern, die sonst nur Gott zu sehen bekommt.

»Möchtest du den Himmel sehen? Dann guck dir das mal an!«, sagte ich zu meinen unsichtbaren Zuschauern, als mein wackerer kleiner Quadrocopter eine atemberaubende Reihe von Luftbildern vom Strand von Anakena funkte.



📍 OSTERINSEL, CHILE

Als ich an jenem Abend die Clips für meinen Post zusammenschnitt, wählte ich als Hintergrundmusik die Titelmelodie des Films *Gravity* – passend, wie mir schien, hatte ich mich doch jeden einzelnen Augenblick, den ich auf der Osterinsel verbracht hatte, schwerelos gefühlt.

Die drei Tage auf der Insel verstrichen im Nu. Am letzten Morgen packte ich meinen Krempel zusammen und machte mich reisefertig – keinen Augenblick zu früh, wie sich herausstellen sollte. Offenbar hatte meine Begeisterung für diesen wilden Vorposten Chiles (und meine, ähm, leicht illegalen Luf terkundungen) Aufmerksamkeit erregt. Und zwar von der unerwünschten Art.

»Ka ui riva tiva te kapi ne«, schrieben mir die Parkranger auf mein Ausreiseticket – was Rapanui ist und grob übersetzt bedeutet: »Sie sind hier nicht mehr willkommen.«

Von dieser frostigen Verabschiedung abgesehen, hatte ich während der 72 Stunden auf der Osterinsel etwas Magisches erlebt – etwas, das ich immer wieder spüren würde, als aus *Nas Daily's* ursprünglich geplanter Reise in 60 Tagen um die Welt 260 Tage wurden. Und dann ein Jahr. Dann zwei Jahre. Und mehr.

Dasselbe Gefühl überwältigender Ehrfurcht, vollständiger und bereitwilliger Hingabe, das ich seit 2016 auf beinahe jeder Etappe dieser gewaltigen Reise empfunden habe:

Beim Betrachten des Fuji, wie er an einem nebligen Morgen auf der Insel Honshu aus den Wolken hervortrat.

Im Schatten des Zuma Rock in Nigeria, als meine Blicke seine mehr als 700 Meter hohe Flanke nach Geistern absuchten, die der Legende nach dort hausen sollen.

Beim Betreten des 600 Jahre alten Kölner Doms, eines Waldheiligtums im indischen Rishikesh, eines buddhistischen Tempels im thailändischen Phuket.

Beim Schlafen unter freiem Himmel in der marokkanischen Sahara und beim Schlammbad im Toten Meer.

Beim Schlendern durch alte Gassen in Jerusalem und Palästina.

Immer wieder wurde ich, egal, in welchem Land ich mich aufhielt, aus nächster Nähe Zeuge der Unzerstörbarkeit des menschlichen Geistes und der überwältigenden Kraft des menschlichen Herzens. Im Arabischen heißt *nas* Menschen, und während dieses wilden Abenteuers waren es immer die Menschen, die mich am meisten interessierten.

Wie jenes elfjährige Schulmädchen, das ich in Myanmar kennenlernte. Es brachte sich selbst sieben Sprachen bei, um als Fremdenführerin zu arbeiten und seine achtköpfige Familie zu unterstützen.

Oder der junge Mann in Indien, ein *Nas-Daily-Follower*, der mich, als er erfuhr, dass ich mich in Indien aufhielt und krank war, ausfindig machte und zu sich nach Hause holte, damit seine Familie sich um mich kümmern konnte.

Oder die syrische Witwe in einem griechischen Flüchtlingslager, deren enge Familienbande durch die Wirren des Krieges zerrissen, ihre Angehörigen in alle Winde verstreut wurden. Als sie mir ihre Geschichte erzählte, lag in ihrer Stimme keine Spur von Verbitterung oder Wut. Sie schilderte mir, wie sie ihre Tage verbrachte, wie sie alles, was sie an mageren Essensrationen bekam, sammelte und daraus Mahlzeiten für die vielen Kinder im Lager zubereitete. »Es ist mir eine Ehre, das zu tun«, sagte sie.

Aus diesen Gründen habe ich meinen Job aufgegeben.

Deshalb reise ich rund um die Welt.

Und habe *Nas Daily* ins Leben gerufen.

Am 10. April 2016 kaufte ich ein Ticket nach Nairobi, Kenia, und brach auf zu einer abenteuerlichen Reise, von der ich nicht wusste, wohin sie mich führen würde. Mein Plan war einfach: In 60 Tagen so viel abzudecken, wie ich konnte, und jeden Tag ein Video zu drehen, um meine Reise auf Facebook zu dokumentieren.

Zugegeben, dieses Vorhaben war ebenso gewagt wie durchgeknallt, andererseits waren mir die Strapazen des Reisens vertraut – in einem neuen Land aufzuwachen, den Kulturschock zu verdauen, sich in einer anderen Umgebung zurechtzufinden, das alles kannte ich gut. Ich war mit meinen 24 Jahren schon viel herumgereist, und nicht immer an sichere Urlaubsziele. Ich war in Moskau und Kambodscha gewesen, in Sri Lanka und Nordkorea – und ich war im Nahen Osten aufgewachsen, wo bereits der Weg zum Kaufladen an der Ecke zum letzten Gang werden kann.

Auch war mir das Aufzeichnen meiner Heldentaten mit einer Kamera nicht neu. Zwei Jahre zuvor hatte ich ein Gag-Video gedreht, für das ich in einem Vierteljahr elf Länder bereiste: Die einzige Vorgabe war, dass am Ende ein Zauberwürfel wieder in seine Ausgangsstellung gebracht werden musste. Ja, Sie haben richtig gelesen. In jeder neuen Stadt, in die mich mein Weg führte, drückte ich dem Erstbesten, der mir über den Weg lief – egal, ob Einheimischer, Tourist oder Primat –, meinen Zauberwürfel in die Hand und bat ihn, den Würfel genau einmal zu drehen. Das Ganze war verrückt, aber

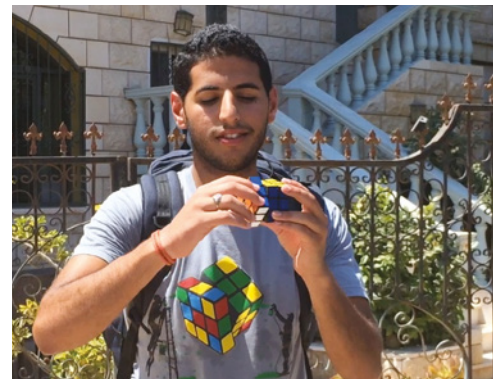
am Ende hat es sich gelohnt: 90 Tage, 84 Personen und 1 thailändischer Affe später war der Zauberwürfel entzaubert.

Dieser Trip aber, das war mir klar, würde ganz anders werden. Ich war mir nicht sicher, weshalb ich ihn unternahm und was ich damit zu erreichen hoffte. Sinn und Zweck des Projekts war einzig sein offenes Ende, seine Unvorhersagbarkeit, die Improvisation beim Betreten von Neuland.

Eines aber wusste ich mit Sicherheit: dass mein Leben, bevor ich zu dieser Reise aufbrach, in Routine zu erstarren drohte. Und wenn ich etwas hasse, dann Routine. Mein Profil bei LinkedIn beschrieb einen klugen, tüchtigen jungen Mann, der den Mund nicht aufmacht und brav seine Arbeit erledigt. Aber das entsprach nicht dem, was ich sah, wenn ich in den Spiegel schaute. Da blickte mir nämlich ein haariger, 24 Jahre alter israelischer Palästinenser mit Ivy-League-Ausbildung entgegen, der bereit war, einen gut bezahlten Superjob für ein Abenteuer sausen zu lassen.

Doch ich eile voraus. Lass mich beim Anfang beginnen.

Geboren und aufgewachsen bin ich in einem Städtchen namens Arraba in Israel. Arraba ist eine Ansammlung weißer Steinhäuser und liegt eingeklemmt zwischen den Hängen des Sachnintales in Untergaliläa. Es ist nicht unbedingt das Nummer-eins-Reiseziel auf Online-Reiseportalen. Arraba hat 25 000 Einwohner, 0 Touristen und 500 000 Schlag-



löcher. Die Stadt selbst ist von weitem Ackerland umgeben – hier werden Oliven, Wassermelonen und Zwiebeln angebaut. Das Stadtbild beherrscht die Große Moschee, deren zwölf Stockwerke hohes Minarett stolz die umgebende islamische Architektur überragt.

Das Alleinstellungsmerkmal der Stadt Arraba ist ihre bloße Existenz – eine arabischsprachige Stadt mitten in einem jüdischen Staat! Schon als Kind dämmerte mir, dass es weder eine florierende Tourismusbranche noch einen bekannten und beliebten Vergnügungspark braucht, um deine Heimatstadt zu etwas Besonderem zu machen. Worauf es ankommt, das sind die Menschen, die in einer Stadt wohnen. Und die Menschen von Arraba sind gute Menschen.

Ich wuchs in einer warmherzigen, gastfreundlichen Familie auf. Wir waren weder reich noch arm, zufrieden mit dem, was wir hatten. Und jeder interessierte sich wirklich dafür, was der andere tat und machte.

Mein Papa ist Psychologe, meine Mama Lehrerin, und ich bin das zweite von vier Kindern. Mit materiellen Dingen oder Geld wurden wir nicht überhäuft (gerade von Letzterem war wenig im Umlauf bei uns). Dafür aber bekamen wir umso mehr Liebe und Freiheit. Und das ist mir sowieso lieber.

Wenn ich mich heute an meine Kindheit zurückerinnere, fällt mir nichts Negatives ein. Ich muss sagen, dass ich ein schüchternes Kind war – der totale Einzelgänger. Ich verbrachte meine Tage hauptsächlich vor dem Computer, im Internet herumsurfend – und ich lernte, lernte, lernte. Über das Internet kann man sagen, was man will, aber für ein wissbegieriges Kind gibt es nichts Besseres als Google, um seinen Horizont und seine Fähigkeiten zu erweitern.



ARRABA, ISRAEL

Über das Internet lernte ich, Klavier zu spielen (obwohl ich bis heute keine Noten lesen kann).

Ich lernte auch, wie man mit einem Bleistift Fingertricks macht (was in vielen Situationen hilft, das Eis zu brechen). Und Rubiks Zauberwürfel in 16 Sekunden zu knacken (was, nebenbei gesagt, Rekord ist).

Am allerwichtigsten aber: Dank des Internets lernte ich Englisch. Hauptsächlich, indem ich mir amerikanische Filme mit arabischen Untertiteln anguckte oder online in Gaming-Communitys rumhing, wo ich mir neben den Basics auch die wichtigsten Kraftausdrücke aneignete. Selbst in meiner Offline-Zeit wurde das Englischlernen für mich zu einer Art Besessenheit. Ich übte, indem ich auf dem Heimweg von der Schule mit mir selbst Englisch sprach. Ich wollte akzentfrei sprechen und jedes Wort korrekt formulieren. Ich erinnere mich noch, dass ich mit »salmon« extreme Schwierigkeiten hatte.

Mit 19 wurde ich bequem – zu bequem, und das war ein Problem. Es hat schon seinen Grund, dass Poster und T-Shirts mit dem Aufdruck »Das Leben beginnt jenseits deiner Komfortzone« sich so großer Beliebtheit erfreuen. Das liegt einfach daran, dass es stimmt. Wenn du es dir zu gemütlich machst, hörst du auf zu wachsen, produktiv zu sein, und peilst nur noch das Flachland an. Und 2011 stierte ich in gerader Linie auf die Mutter aller palästinensischen flachen Plateaus.

Dann aber geschah etwas Unerwartetes. Eine aus Ohio stammende Amerikanerin namens Martha Moody flog nach Israel, um in der arabisch-israelischen Community freiwillig Sozialarbeit zu leisten. Als Assistentin meiner Englischlehrerin am Gymnasium gab sie uns Unterricht im Schreiben. Sie hatte ihren Sohn Jack mitgenommen, und Jack und ich schlossen schnell Freundschaft, als ich ihm meinen Bleistift-Wirbeltrick vorführte. (Hab ich es nicht gesagt?) Wir blieben in Verbindung, als er und seine Mutter nach Ohio zurückkehrten.

Ein paar Monate später bekam ich eine E-Mail von Martha.

»He, Little Big Nose – Lust auf eine Stippvisite in Ohio? Finde eine Möglichkeit, zu uns rüberzukommen, und wir bringen dich bei uns unter. Wir vermissen dich.«

Ich nahm Martis Angebot an. Drüben in Ohio machte sie mir dann den Vorschlag, ihren ältesten Sohn Eli, der in Harvard studierte, zu besuchen.

Dieser Gedanke war ihr nicht eben mal so gekommen – Marti hatte Pläne mit mir. Offensichtlich war ihr meine Ruhelosigkeit nicht entgangen, und sie dachte wohl, es wäre eine gute Idee, mit dem Irrsinnspan eines Harvard-Studiums vor meiner Nase zu wedeln. Vielleicht sah sie ja akademisches Potenzial in mir. Oder ich tat ihr einfach nur leid, wie ich meine Zeit da unten in Arraba mit Internetsurfen und dem Einüben englischer Schimpfwörter verplemperte.

Sollte dem so sein, lag Marti nicht verkehrt. Obwohl ich in meiner Kindheit und Jugend nichts als Liebe erfahren habe, war Arraba kein Umfeld, das einen zu Bewegung

und Veränderung ermutigt hätte. Dass man ein neues Haus kaufte, sich scheiden ließ und umzog, kam dort oder in den umliegenden Städten nicht oft vor. Die Menschen liebten ihr Land so sehr, dass sie lieber dort sterben als es verlassen wollten. So sorgte es immer für eine Überraschung, wenn jemand sich aufmachte und nach Amerika ging.

So weit, so gut. Ich schluckte den Harvard-Köder – und zwar so richtig. Ab dem Moment, da ich den Campus betreten hatte, sah ich die Welt durch eine rosa Brille. Das wird der nächste Hügel, den ich erklimme, beschloss ich. Koste es, was es wolle.

Zurück in Israel, recherchierte ich, wie das mit dem Aufnahmeverfahren in Harvard ablief, und was ich herausfand, gefiel mir gar nicht. Damals wurden gerade mal drei Prozent der Bewerber zum Studium zugelassen, und selbst wenn man das Glück hatte, angenommen zu werden, gab es da noch die Studiengebühr von 60 000 Dollar pro Jahr. Es lässt doch nichts so sehr die Luft aus Traumballons wie harte Zahlen.

Doch gerade die Tatsache, dass es so absurd schien – arabischer Dorfjunge wird Ivy-League-Student –, spornte mich an. Es sind schließlich schon verrücktere Dinge passiert, nicht wahr? Also füllte ich sämtliche Formulare aus, schickte eine Zeugniskopie, stellte einen Stipendienantrag und dann ... wurde ich angenommen.

Sie haben mich tatsächlich angenommen.

Heilige Scheiße. Ich ging nach Harvard.

Man sagt ja immer, mit den Jahren kommt die Weisheit. Rückblickend glaube ich, das Beste, was ich aus meinen vier Jahren in den akademischen Gefilden von Cambridge, Massachusetts, mitgenommen habe, ist die Erkenntnis, dass wir alle das Potenzial haben, im Leben eins draufzulegen – ob wir uns nun entschließen, an eine bessere Schule zu wechseln, ein schöneres Haus zu kaufen oder ein erfüllteres Leben zu führen.

Die Vorstellung, die man mit Harvard verbindet, ist, dass man Spitzennoten und Vitamin B braucht, um da reinzukommen, und das stimmt auch. Aber was du ebenfalls brauchst, ist der Hunger – auf alles. Hunger auf Fotografie. Hunger auf Mathe. Hunger auf Sport. Hunger auf was auch immer die geheime Flamme in dir zum Aufleuchten bringt.

Als ich mich in Harvard bewarb, war ich nicht bloß hungrig. Ich war am Verhungern. Ich wusste nur nicht, an welcher Art von Hunger ich zu sterben drohte. Und so erkundete ich schon vor meinem Abschluss verschiedene Seiten meiner selbst, um herauszufinden, ob eine davon vielleicht mein wahres Ich war. Mir war klar, dass was auch immer ich an Talent hatte, in der Welt der Technik lag. Also verbrachte ich vom zweiten bis zum letzten Studienjahr jeden Sommer in New York, wo ich mich mit ein paar Leuten zusammentat, die wie ich der einen großen Idee nachjagten. Wir hausten in Harlem in einem billigen Zimmer in einem Haus ohne Fahrstuhl, jobbten im Winzbüro eines Gründerzentrums und Start-up-Inkubators und aßen Street Food im Restaurant »Zum Imbisswagen«. Wenn ein Leben außerhalb der eigenen Komfortzone das Geheimnis des Erfolges ist, dann hätte ich mit 20 eigentlich schon mehrfacher Millionär sein müssen.

War ich aber nicht – denn was ich in jenen zwei Jahren machte, war die Erfahrung ökonomischer Bruchlandungen. Und zwar mehrfach.

2012 gründete ich die Online-Plattform *Kindify*, um freundliche, menschliche Aktionen in den sozialen Medien zu verbreiten, nachzuverfolgen und zu honorieren. Doch offenbar ist die Welt keine freundliche, denn *Kindify* wurde ein Flopp.

In einem neuen Anlauf erfand ich *Branchly*, eine Suchmaschine, die alle Kanäle, die jemand nutzte, zur besseren Vernetzung an einer Stelle zusammenführen sollte. Das ging auch schief.

Dann kam mir die Idee zu *Downtime*, einem FeedReader, der nur Geschichten liefern sollte, die nicht länger als eine Minute waren. Satz mit x ...

Daraufhin versuchte ich mein Glück mit *Oyster*, einem Gewandverleih für Reisende. Das würde der Mega-Erfolg werden, da war ich mir sicher. Und täuschte mich.

Schließlich hob ich *Delphi* aus der Taufe, eine Anwendung, die Musikvorschläge für die akustische Berieselung von Restaurants machte. Wie das endete, kannst du dir mittlerweile sicher denken.

Nach wie vor glaube ich, dass sämtliche Projekte, die ich zu lancieren versuchte, durchaus Potenzial hatten, nur war ich einfach nicht der richtige Typ, um sie umzusetzen. Viel wichtiger aber ist: Als ich 2014 frisch diplomiert durch die Tore von Harvard hinausschritt, hatte ich mir durch mein selbst geplantes »duales Studium« einen echten Vorsprung verschafft, und das gab mir Selbstvertrauen.

Und mit Selbstvertrauen kommt die Fähigkeit, sich gut zu verkaufen.



Und mit der Fähigkeit, sich gut zu verkaufen, kommt ein Job.

Und so erhielt ich im September 2014, die Tinte auf meinem Harvard-Diplom war noch nicht mal richtig trocken, eine Vollzeitstelle als Software-Ingenieur bei Venmo, dem Weltmarktführer für mobile Bezahlssysteme.

Bei meiner Arbeit als Software-Ingenieur hatte ich mit der App selbst nichts zu tun. Ich war vielmehr für die Technik dahinter verantwortlich, die die Unmengen von Zahlungsdaten, die Venmo sammelt, an PayPal weiterleitet – und da ging es oft um Beträge in Höhe von zehn Milliarden Dollar und mehr.

Und jetzt erzähle ich keine Lügen – das Leben bei Venmo war echt hammermäßig. Kommst du morgens ins Büro (in Manhattan!), kriegst du erst mal ein gesundes Gratisfrühstück, arbeitest dann – sitzend oder stehend – an dem Schreibtisch, der dir gerade zusagt, isst mittags auf Kosten der Firma und bastelst an einer App, die Nutzern in aller Welt das Leben erleichtert. Und all das, während du Leute um dich herum hast, die du magst.

Und an der Kohle gab's auch nichts auszusetzen: 120 000 Dollar im Jahr.

Fassen wir also zusammen: tolle Firma, super Betriebsklima, erstklassige Bezahlung. Ja genau, der perfekte Job.

Und genau deshalb musste ich kündigen.

»Also, nur zur Sicherheit, dass ich das auch wirklich kapiert habe«, fragte mich ein Freund.

»Du willst von Venmo weg, weil es ein guter Job ist?«

Zugegeben, das hörte sich crazy an. Da war ich, frisch von der Uni, und strich mal eben 120 Riesen pro Jahr ein in einem Job, für den jeder andere in meinem Alter morden würde. Klug wäre gewesen, noch ein wenig zu bleiben – ich war gerade mal 20 Monate in der Firma – und zu gucken, wohin mich das führen konnte. Nimmt man den Erfolg des Unternehmens und dazu meinen Ehrgeiz, hätte ich wahrscheinlich die Karriereleiter hinaufklettern können und wäre in zehn Jahren Millionär gewesen.

Aber da war wieder die Sache mit der Komfortzone.

Und die Sache mit diesem Hunger.

Und da war etwas Neues, das ich in mir spürte, und dieses Neue war Zorn.

Wobei ich sofort hinzufügen muss, dass mein Zorn nichts mit Venmo zu tun hatte. Der Job dort war echt traumhaft, und die Leute hätten nicht netter sein können. Was mich ärgerte, war die Vorstellung, dass Venmo – und eigentlich jeder Routinejob – von uns fordert, dass wir um unsere tiefsten Wünsche, unsere am höchsten fliegenden Hoffnungen einen hohen Zaun ziehen. Und uns gleichzeitig auffordert, sie Wirklichkeit werden zu lassen.

Die Regel erfüllte mich mit Zorn, die sagt: Willst du ein gutes Leben, so musst du deine 20er-, 30er-, ja sogar deine 40er-Jahre für einen Scheißjob opfern, damit du irgendwann später dein Dasein genießen kannst.

Ich war zornig, weil ich die besten acht Stunden meines Tages in einem Büro hockte und auf einen Bildschirm starrte, statt in Freiheit zu tun, was ich tun wollte.

Ich war zornig, weil ich mit jeder Sekunde älter wurde. 20 Monate sind eine lange Zeit, wenn man an seinem Schreibtisch sitzt und in Daten ertrinkt, gerade dann, wenn es Dinge gibt, die man loswerden muss – und es gab so viel, das ich sagen wollte. Über meine Familie, über die Menschen, über die Welt. Ich wollte der Welt zeigen, was mir wichtig war. Und ich wollte erkunden, was ich noch nicht erkundet hatte. Ich wünschte mir verzweifelt, dass man mir zuhörte, und ich kochte innerlich, dass ich mir kein Gehör verschaffen konnte, weil ich durch endlose Zahlenspalten scrollte und sie in kleine Häppchen zerteilte.

Doch sich über sein Leben zu ärgern ist gar nicht so schlecht, wie mir bald aufging, denn das heißt doch, dass es da etwas anderes gibt, das man sehr viel mehr liebt – auch wenn einem noch nicht klar ist, was. Also dachte ich: Wenn du bei Venmo kündigst und ein bisschen die Welt bereist – mal so richtig tief durchatmest und dich auf dieses irre Glücksspiel einlässt, diesem »anderen« nachzuspüren und es vielleicht zu erwischen –, dann bist du hinterher vielleicht nicht mehr so wütend.

Ich erzählte Iqram von meinen Plänen. Er war der Typ, der mich ursprünglich eingestellt hatte, und ich dachte, er sollte Bescheid wissen. Er war damals schon weg von Venmo, wir waren trotzdem in Verbindung geblieben. Er freute sich riesig für mich. Tatsächlich hatte er mich stets ermutigt, meinen Träumen zu folgen.

Und so räumte ich meinen Schreibtisch, gab meinen Firmenausweis ab und spazierte zur Tür hinaus.

Ich erinnere mich nicht genau, wann die Idee zu *Nas Daily* entstand. Was daran liegt, dass es keinen Aha-Moment gab – kein göttliches Aufblitzen eines Gedankens, während die Sonne hervorbrach und das Konzept fix und fertig in meinem Hirn war. Es war eher ein langsames Glimmen, ein allmähliches Aufdämmern, während ich die Erfahrungen und Erkenntnisse, die ich durch meine früheren Unternehmungen gewonnen hatte, zusammensetzte.

Das Zauberwürfel-Projekt hatte mich die Kunst des Turbo-Reisens gelehrt – wie man von einem Land zum anderen hoppt, schnell und auf direktem Weg in dessen Kultur eintaucht (oder es zumindest versucht) und das Ganze per Video teilt.

Durch die Downtime-App hatte ich gelernt, wie man korrekten, abwechslungsreichen Content aufspürt und ausliefert – der sich, was das Wichtigste war, in 60 Sekunden pressen ließ.

Mein BWL-Studium in Harvard hatte mir gezeigt, wie man die Grenzenlosigkeit der Fantasie mit der kalten, knallharten Realität eines Budgetrahmens versöhnt.



Und der Tatsache, dass ich in Israel aufgewachsen war, verdankte ich die wertvollste Lektion überhaupt: Egal, welche Geschichte du erzählen willst, sie handelt immer von Menschen. Ausnahmslos.

Wenn ich heute an das erste Nas-Daily-Video zurückdenke, das ich im April 2016 gepostet habe, tue ich das mit gemischten Gefühlen. Ein Teil von mir zuckt zusammen angesichts meines naiven Optimismus und meiner unschuldigen Begeisterung. Man könnte fast annehmen, dass ich das Ganze nur als Jux betrachtete – eine bedeutungslose Eskapade, die zwei Monate lang eine Video-Postkarte abzuwerfen versprach und sonst nicht viel mehr.

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung, warum ich das mache«, sagte ich in die Kamera, »aber es wird bestimmt lustig! Jeden Tag werde ich ein Video drehen, das eine Minute dauert. Mit von der Partie sind eine Drohne, eine schwere Kamera und eine GoPro, ein paar Venmo-T-Shirts und Eiweißriegel. Packen wir's an!«

Doch wenn ich darüber nachdenke, bewundere ich die Aufrichtigkeit dieses Moments – denn Tatsache ist, dass ich wirklich nicht wusste, worauf ich eigentlich aus war. Und ich glaube auch, dass ich, indem ich die Erwartungen entsprechend herunterschraubte, mir den Raum gab, beim Anvisieren des »erfolgreichen Geschäftsmodells«, wie man an wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten sagt, so oft auf die Nase zu fallen wie nötig.

Anders ausgedrückt: Ich wusste, dass es irgendwo da draußen ein Publikum gab für das, was ich machte. Ich musste es nur finden.

Bei aller Relaxtheit hatte ich mir doch ein paar Regeln gesetzt, an die ich mich halten wollte – weit oben auf der Liste stand zum Beispiel, dass ich nur Videos drehen würde, die nicht länger als 60 Sekunden dauerten. Als Produzent wie Konsument von On-

line-Inhalten wusste ich, dass Überlängen das Todesurteil für jedes Video sind. Selbst Aufnahmen eines Tornados, der über ein Weizenfeld pflügt, werden nach ein paar Minuten langweilig. Also stellte ich das folgende Gesetz auf: Was ich nicht in einer Minute sagen konnte, würde ich überhaupt nicht sagen, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen. Auf diese Weise entstand der Slogan, der zu meinem Markenzeichen werden sollte: »That's one minute, see you tomorrow.« – Das war jetzt eine Minute. Wir sehen uns morgen.

Ebenso wichtig war meine Entscheidung, dass ich ein Video täglich posten würde. Mir war nicht nur klar, dass jedes gute Produkt diese Art von Hingabe und Beständigkeit lebte. Mir war auch bewusst, dass meine Arbeit besser werden würde, wenn ich mich an dieses Gebot hielt.

Diese Theorie meinerseits basierte auf der alten Geschichte über einen Professor, der seinen Studenten das Wesen der Produktivität vermittelt, indem er sie Vasen machen lässt. Er teilt seine Studenten in zwei Gruppen. Gruppe A bekommt den Auftrag, in einer Dreiviertelstunde so viele Vasen wie möglich zu produzieren. Gruppe B sollte in der zur Verfügung stehenden Zeit nur eine Vase anfertigen – aber die musste perfekt sein.

Wer, denken Sie nun, hat die bessere Vase abgeliefert? Natürlich Gruppe A, weil die mehr Praxis hatte.

Darum musste ich jeden Tag Videos drehen. An manchen Tagen hatte ich keine Lust, die Kamera in die Hand zu nehmen. An anderen Tagen stürzte ich mich regelrecht drauf und produzierte dann 60 Sekunden Bullshit. Es ist alles eine Frage des Dranbleibens und Dazulernens, und der einzige Weg, wie aus mir ein besserer Videoregisseur – und Geschichtenerzähler – werden würde, war, mich an meinen 24/7-Zeitplan zu halten.

Mein Video-Tagebuch *Nas Daily* zu nennen, war ebenso wichtig für das Konzept, das ich mit diesem Format verfolgte. Sechs Jahre zuvor, in meinem ersten Jahr an der Uni, hatte mir mein Zimmergenosse nämlich den Spitznamen Nas verpasst, weil er meinen Namen nicht aussprechen konnte. »Nuseir ist zu schwer, das kann ich mir nicht merken«, erklärte er. »Ab heute bist du Nas wie der Rapper.« Was er natürlich nicht wusste, war, dass *al-nas* (الناس) im Arabischen »Menschen« heißt. Und irgendwie blieb dieser Spitzname an mir hängen.

Daher war es nur passend, dass ich ihn für meine Videoserie übernahm – keineswegs nur als Gag. Dahinter steckte schon mehr. Von Tag eins an war es mir ein echtes Anliegen, dass meine Zuschauer sich selbst, ihr Menschsein, ihr *al-nas*, durch meine Augen sahen. Natürlich war ich der Erzähler in diesem Reisebericht, und natürlich spie-



TAG EINS

gelten meine Videos meine Interessen, meine Ansichten, meine Neugier, meine Leidenschaften wider. Doch wenn ich der obersten Direktive für meine Videoserie treu bleiben wollte – jeden Tag bedeutsam zu machen, das bestmögliche Leben zu leben und das Erlebte auf Facebook zu teilen –, musste ich sicherstellen, dass meine Videos die Menschen auf der anderen Seite der Kamera erreichten, sie zu der Frage inspirierten, wie sie zu IHREM bestmöglichen Leben finden konnten.

Es brauchte seine Zeit, um das hinzubekommen. Anfangs waren meine Videos zu sehr auf Örtlichkeiten fokussiert – ein aufs Geratewohl gefilmtes Restaurant in Äthiopien, ein Wasserfall in Indien –, aber das allein reichte nicht. Ich wollte meinen Videos eine Aussage geben. Es war mir zu wenig, nur einen Videoclip davon zu posten, wie ich mir Kaffee an einem tollen Strand kaufte. So was ist Video-Blogging, und ich bin kein Video-Blogger. Ich wusste, dass ich mich mit meinem Publikum auf persönlichere Art und Weise unterhalten wollte.

Tag 52 bescherte mir schließlich eine erste Ahnung von dieser Art der Bindung. Ich war in Nepal und gerade von einem Sieben-Tage-Trip in den Himalaja zurückgekehrt. Ich machte in Kathmandu Zwischenstation, um die Trümmer dort zu zeigen. Nur 13 Monate zuvor hatte eine Erdbeben der Stärke 7,8 die Landesmitte getroffen – und ganze Dörfer dem Erdboden gleichgemacht, fast 9000 Menschen getötet, 22 000 verletzt und Hunderttausende obdachlos werden lassen. Leider wurde auch der Durbar-Platz in Kathmandu, UNESCO-Weltkulturerbe, schwer in Mitleidenschaft gezogen. Dort stürzten mehrere Tempel ein. Ich streifte über den Platz, hielt die Bilder der Zerstörung mit meiner Kamera fest und beschränkte meine Kommentare auf ein Minimum. Die niederschmetternden Bilder sollten für sich selbst sprechen.

Als ich an jenem Abend meinen Beitrag auf Facebook postete, kam einer der ersten Kommentare von einem gewissen Noppakorn Rajja, Herkunft unbekannt. Er schrieb nur: »Es bricht einem das Herz. Ich hoffe, es geht dir bald wieder gut, Nepal.« Und dahinter ein kleines Engel-Emoji.

Das war kein sonderlich pointierter Kommentar. Und nicht besonders wortreich. Aber ich wusste sofort: Irgendwo auf diesem Planeten war ein Mensch von dem, was ich geteilt hatte, berührt worden. Er hatte zwischen sich und der Geschichte eine Verbindung hergestellt. Er hatte etwas gefühlt. Und weil er etwas gefühlt hatte, wollte er den Leidtragenden des Unglücks sein Mitgefühl ausdrücken.

Das bedeutete mir sehr viel. Wenn ich so was bloß jeden Tag hinbekommen würde, dachte ich.

Wenn es von meiner Seite einen Vorbehalt gab, die Geschichte von *Nas Daily* in einem Buch zu erzählen, dann nur, weil Papier der überragenden Kunstfertigkeit meiner engsten Mitarbeiterin nie und nimmer gerecht werden kann. Ich spreche von meiner Drohne.

An Tag 4 von *Nas Daily* ließ ich meinen DJI Phantom 4 Quadrocopter zum ersten Mal in die Lüfte steigen – von einem Fußballplatz in einem Vorort von Nairobi, Kenia. Die Bilder, die sie mir von ihrem Jungferflug zurücksandte, waren Routineaufnahmen. Aber sie war ja noch beim Aufwärmen. In den folgenden 1000 Tagen würde sie den Himmel über nahezu 50 Ländern auf sechs Kontinenten erkunden und aufsehenerregende Aufnahmen senden – vom elektrisierenden Blau der italienischen Amalfiküste bis zur majestätisch glänzenden Stahlarchitektur Singapurs.



Und wie mit allen elektronischen Gerätschaften war es auch bei ihr so: Je öfter ich sie verwendete, desto besser wurden die Ergebnisse, die wir beide lieferten.

Ich ließ sie über dem weitläufigen Geschäftsviertel von Xinyi in Taipeh aufsteigen, und sie machte prachtvolle Bilder der Skyline.

Ich schickte sie in die böigen Lüfte über der Bucht von San Francisco zu einem langen, langsamen Rundflug über Alcatraz – zweieinhalb Kilometer, ihr bisher längster Flug, von dem sie atemlos, aber triumphierend wiederkehrte.

Tatsächlich war ich so von Zutrauen zu ihren Fähigkeiten erfüllt, dass ich sie an Tag 153 bei einem Autorennen in der Schweiz gegen einen Audi R8 Sportwagen antreten ließ. Leider zog sie den Kürzeren.

In den ersten zwei Jahren von *Nas Daily* habe ich meine Drohne zwölfmal ersetzt, entweder weil ein neues und verbessertes Modell auf den Markt kam oder weil ich mein vorhandenes geschrottet hatte. Das passierte recht häufig. Eine knallte in einen Baum bei einem Campingtrip in Rumänien; eine andere ereilte dieses Schicksal in Manhattan, als ich eine Pizzaschachtel an sie dranband wie einen Drachenschwanz; eine dritte gab in Griechenland den Geist auf, als ich versehentlich ihren Akku mit Superkleber an ihr festklebte.

Ach ja, und eine vierte wurde von einem Pitbull attackiert. Blödes Hundevieh.

Die größten Feinde der Drohnen aber sind nicht Wind und Wetter oder das Gelände noch der Idiot, der sie steuert. Nein, es sind Regierungen. Flugverbote waren auf meinen *Nas-Daily*-Fahrten schon ganz normal. In Marokko sind die kleinen Schwirrköpfe verhasst, ebenso in Indien, in der Türkei und in Japan. Und im Himalaja haben die Behörden eine massive Drohnenallergie.

»Sie haben zwei Optionen«, erklärte mir ein uniformierter Wachmann, als ich im Begriff war, zum Annapurna Basecamp aufzubrechen. »Sie geben Ihre Kamera hier ab und ziehen los. Oder Sie behalten Ihre Kamera und ziehen ... ab.«



📍 AMALFI KÜSTE, ITALIEN